



Lebenserinnerungen

Waldeyer-Hartz, Wilhelm von

Bonn, 1922

X. Von meinen Reisen und Wanderungen. Schwarzwald und Vogesen. -
Frankreich: Annecy, Carcassone, Lourdes, Marseille - Toulon - Nizza, St.
Malo - Jersey. - Italien! Drei größere Reisen: Rom, Neapel, ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61989)

X. Kapitel.

Von meinen Reisen und Wanderungen.

Schwarzwald und Vogesen, Frankreich, Italien, Orientreisen, Vereinigte Staaten von Nordamerika, Mexiko. — Die Todesfahrt der Russischen Flotte 1904. — Die Kämpfe um die Weltmeere.

Die Nähe des Schwarzwaldes und der Vogesen, des alten Wasgenwaldes, sowie der Schweiz legte es den nach Straßburg Berufenen nahe, ihren Erholungsaufenthalt in den Ferien an einem oder dem anderen dieser drei, seit jeher für solchen Zweck besonders beliebten Plätzen zu wählen. Für Straßburg, welches in dieser Beziehung besonders günstig gelegen ist, kommt ja auch noch das Rhein- und Moselgebiet in Betracht. Am beliebtesten war den Straßburgern auch schon zu ehemaliger französischer Zeit der Schwarzwald, insbesondere Baden-Baden gewesen, welches ja sozusagen vor den Toren Straßburgs liegt. Weniger besucht waren noch damals die Vogesen; uns neuen Elsässern waren sie gänzlich fremd. Ich habe es mir angelegen sein lassen, durch öftere Fußwanderungen, die mich auch in französisches Gebiet führten, bis Remiremont, Epinal und Belfort, über die sogenannte „Schlucht“ nach Gerardmer und nach anderen Orten, mir Kenntnis dieses Waldgebirges anzueignen. Ein besonders hübscher Ort sind die „Drei Ähren“, die auch am meisten von den Altelsässern besucht wurden. Auf einer dieser Fußwanderungen, die ich in Begleitung meiner Kollegen Lücke und v. Recklinghausen unternahm, war der Vogesenkamm noch reich mit Schnee bedeckt. Beim Aufstieg kamen wir an einem ländlichen Wirtshause vorbei und fragten, ob wir später bei der Rückkehr dort zu Mittag speisen könnten? Die Wirtin meinte, daß es sehr schwer sei, in dieser Jahreszeit etwas zu beschaffen, ein paar Butterbrote könne sie uns allenfalls geben, kurz, wir merkten, daß sie uns mit einem gewissen Mißtrauen, wie es damals von manchen Seiten den eingewanderten Deutschen, als welche sie uns natürlich sofort erkannte, entgegengebracht wurde, betrachtete. Als wir von unserer etwas beschwerlichen Wanderung zurückkamen und einkehrten, trat uns die Frau mit ihrem Säugling auf dem Arme entgegen, einem netten frischen Bübchen. Lücke trat auf sie zu, kniff dem Kleinen in die roten Pausbacken und sagte der

Frau ein artiges Kompliment über ihren Sprößling und damit hatten wir ihr Zutrauen gewonnen. Sie meinte, sie hätte noch etwas gefunden, wir möchten nur ein wenig Geduld haben. Es dauerte nicht lange, da erschien sie mit einem schmackhaft zubereiteten, reichlich bemessenen Eierkuchen, Butter, Brot und gutem Käse und fragte, ob die Herren auch ein Glas Wein wünschten, was wir gerne bejahten, und siehe da, sie brachte ein paar Flaschen vorzüglichen französischen Rotweins heran. Recht erquickt und unter voller Zufriedenheit beider Parteien traten wir den Heimweg an. Ich habe oft an dies kleine Erlebnis denken müssen, wenn die Frage der Einigung des Elsaß mit der alten deutschen Stammheimat zur Erwägung kam.

So lange, wie ich in Straßburg war, habe ich mich beim Besuche französischen Bodens auf die erwähnten Vogesenwanderungen beschränkt. Später, von Berlin aus, habe ich im Laufe der Zeit ganz Frankreich wiederholt besucht und lernte Paris fast so gut kennen wie Berlin. Die Normandie, die Bretagne, die Provence, die Pyrenäen, Westfrankreich am Atlantischen Ozean wie das Loiregebiet sind mir nicht fremd; einiges darüber ist schon zur Sprache gekommen, anderes mag hier angefügt werden: Zunächst hebe ich hervor, daß mir bei allen diesen Reisen, die mich in vielfache Berührung mit allen Volksschichten brachten, niemals auch nur die geringste Unannehmlichkeit im Verkehr mit den Bewohnern vorgekommen ist, obwohl ich stets darauf hielt, mich nicht nur als Deutschen, sondern auch als „Prussien“ aus Berlin bekannt zu geben. Im Gegenteil kann ich sagen, daß man mich überall entgegenkommend, ja freundlich behandelt hat. Mögen ein paar Beispiele erzählt sein. Eine meiner Fahrten führte mich nach St. Malo, wo ich Seebäder nahm und von da die Insel Jersey besuchte. In dem Gasthofs, wo ich Unterkunft nahm, bekam ich bei Tisch meinen Platz neben einem alten französischen Schiffskapitän, einem derben, echten Seebären. Das Gespräch schwenkte oft ins Politische ein und mein Nachbar hielt mit seinem Zorn auf Bismarck nicht zurück, den ich nun ebenso entschieden verteidigte. Die übrige Tischgesellschaft ergötzte sich augenscheinlich an unserem Wortgefecht. Aber wenn es auch noch so hitzig gewesen war, beim Aufstehen reichten wir uns stets die Hand; es kam nie zu einer Störung. Bei Tische speisten meist einige Offiziere der Garnison von St. Malo. Ich wurde auch mit ihnen bekannt. Von meinem Fenster aus konnte

ich täglich die Übungen eines der Bataillone aus der Ferne sehen. Es interessierte mich, die französische Art des Exerzitiums näher kennen zu lernen und ich fragte einen der Offiziere, ob ich wohl die Erlaubnis dazu erhalten könne? Sie wurde mir ohne weiteres gewährt. Man wies mir einen bequemen Sitz auf dem Übungsplatze an, von wo aus ich ein paar Stunden lang den Übungen gut folgen konnte.

Ich erwähnte bereits, daß ich bei Gelegenheit meines Aufenthaltes in St. Malo kennen lernte, wie man mit der Kunkel spinnt. Ich komme noch einmal auf diese interessante bretagnische Stadt und auf die Insel Jersey zurück.

Ein anderes Mal fuhr ich — es war gerade in der Zeit, in der die sogenannte „Schnäbeli-Affäre“ eine gewisse Erregung in der Presse hüben und drüben erzeugt hatte — mit der Bahn auf der Strecke Marseille-Toulon-Nizza. Mit mir im selben Abteil saßen einige französische Offiziere, die von einem gerade beendeten Manöver in ihre Garnisonen zurückreisten. Ich saß in der einen Wagenecke, zog eine Karte der Strecke hervor und begann mit ihrer Hilfe die Gegend, die wir durchfahren, mir zurechtzulegen. Da sagte mir einer der Offiziere, wenn ich mich gut zurechtfinden wolle, möge ich seinen Platz einnehmen, stand zugleich auf und bot ihn mir an. Ich erhob mich und stellte mich als den Professor W. aus Berlin vor, der auf dem Wege nach Nizza zum ersten Male diese Strecke fahre. Auf dem mir angebotenen Platze konnte ich mich viel besser über die Gegend belehren, wobei mir die Offiziere außerdem freundlich behilflich waren.

Von allen meinen Reisen und meinem Verkehr in Frankreich habe ich, abgesehen von dem erzählten Zwischenfalle in Paris 1901, nur angenehme Eindrücke mitgebracht und ich muß sagen, daß mir nichts so leid tut, als daß wir Deutsche mit unseren französischen Nachbarn stets auf dem Kriegsfuße leben. Geeint könnten wir die Welt beherrschen, wenigstens dem von der einen Seite anschwellenden Angelsachsentum sowie dem von der anderen Seite drohenden Slawismus einen sicheren Damm entgegensetzen, der Europa die ihm gebührende Weltstellung bewahrte. Gern komme ich hier noch einmal auf den gleichen, schon S. 168 ausgesprochenen Gedanken zurück.

Bleiben wir noch eine Weile bei Frankreich. Ich erzählte schon von einer Reise mit meiner älteren Tochter und einer meiner Nichten nach Paris und von da über Dijon nach Genf. Eine zweite Reise

machte ich mit derselben Tochter und einer meiner Schwiegertöchter, Frau meines älteren Sohnes, über Annecy, Lyon, Montpellier, Carcassonne, Lourdes, Bagnères de Luchon, Biarritz und Paris, dann von da nach Salzburg, wo die Anthropologenversammlung tagte, von da nach Linz und weiter auf der Donau bis Wien. In Annecy bin ich mehrmals gewesen; eine Fahrt auf dem dortigen See gehört mit zu den schönsten Reiseegenüssen, die man sich bieten kann. Hat man günstiges Wetter und kann in Talloires unter den Bäumen am Seegestade ein paar Stunden verweilen und sein Mittagsmahl im Freien einnehmen, so hat man sich einige der angenehmsten Eindrücke verschafft, die man haben kann und, je schlichter das Mahl, desto besser! Es schadet auch nichts, wenn der Wein nur dem „vile Sabinum“ entspricht, den Horaz seinem Gönner Maecenas vorzusetzen in der Lage war.

Eine der bemerkenswertesten Erinnerungen bot uns auf dieser Reise das malerisch auf der Höhe gelegene alte Carcassonne mit seinen Jahrhunderte alten Mauern. In der neueren unteren Stadt wohnten wir recht angenehm in einem einfachen Gasthofs, dessen freundliche Wirtin meinen beiden Begleiterinnen, die eine von ihr bereitete Brioche gelobt hatten, mit echt südfranzösischer Lebhaftigkeit zeigte, wie man eine solche Brioche mache.

Von Bagnères de Luchon, einem reizend gelegenen Orte, machten wir einen Ausflug nach dem so berühmt gewordenen Wallfahrtsort Lourdes. Ich habe mir dort Alles genau angesehen — wir waren einen vollen Tag dort — und kann nur sagen, daß ich an solchen Dingen, wie sie da vorliegen und geübt werden, keinerlei Erbauung finden konnte. Wundererscheinungen, wie sie zur Annahme, daß Lourdes ein besonderer Gnadenort sei, geführt haben, begegnen heutzutage berechtigten Zweifeln. Meiner Meinung nach hat auch sonst die Kirche in ihrem schönen Gottesdienste und in der Abwechslung der religiösen Feste im Kirchenjahre Mittel genug an der Hand, um das kirchliche Leben bei allen Ständen und Bildungsgraden ihrer Gläubigen wach zu erhalten.

In St. Malo interessierte die dort immer auffallend starke Ebbe- und Flutbewegung des Meeres. Ein Hauptvergnügen der Meerbadegäste bestand darin, daß man nachmittags, wenn die Flut zu steigen begann, vor einem in der Nähe des Strand, der dort langsam an-

stieg, gelegenen Kaffeehause Platz nahm. Während man nun seinen Kaffee trank und plauderte, stieg die Flut heran und spülte bis an die Stühle, dann galt es, sich beizeiten auf einen höher gelegenen Platz zurückzuziehen. Dieser oder Jener, Männlein oder Weiblein, ließ sich wohl in der Unterhaltung vom andringenden Wasser überraschen und mußte dann unter allerlei Heiterkeit seinen Stuhl durchs Wasser tragen. Ebenso ergötzlich gestaltete sich das Flutvergnügen auf den hohen alten Festungswällen von St. Malo in den Tagen der Springflut, die ich dort miterlebte. Die Wasser stiegen so hoch, daß sie ab und zu selbst die hohen Mauern überschlugen, hinter denen die Leute, um sich das wirklich großartige Schauspiel anzusehen, dicht gedrängt standen. Wenn nun so ein tüchtiger Spritzer oder wie ich lieber sagen möchte „Klatscher“ die Mauer überschlug, so bekamen die gerade dahinter Stehenden mitunter ein gehöriges Seebad zum großen Jubel der Menge. Das geschah aber bald an dieser, bald an jener Stelle der dem Meere zugewandten Mauerstrecke, so daß Niemand sicher war, ob es nicht in der nächsten Minute ihn treffen werde. Gerade in diesem Schwankenden und Ungewissen lag ein besonderer Reiz dieses Naturschauspiels.

Die rasch eintretende starke Flut stellt bei St. Malo den Leuten noch eine andere Falle. Auf einer Landzunge, die mit niedrigem Rücken beginnt und ansehnlich erhöht im Meere endigt, liegt auf dieser höheren Endstelle das Grab Chateaubriands. Die Grabstätte wird viel besucht; auch hat man von da einen Ausblick auf das Meer von großer Wirkung. Zur Zeit der Ebbe liegt der niedrige Teil der Landzunge unbedeckt und man kann einige Zeit nach Ablauf des Wassers gut zur Anhöhe hinüber gehen. Bei voller Flut geht die See meterhoch über den Rücken hinweg und diejenigen, welche die rasch einsetzende Flut nicht beachtet haben, werden auf mehrere Stunden vom Lande abgesperrt, falls nicht gerade ein Boot zur Stelle ist. Um die Besucher der Anhöhe aufmerksam zu machen, wird kurz vor dem Einsetzen der Flut ein Kanonenschuß gelöst. Das Anbooten dort ist bei der Flut auch nicht leicht. Ich war einmal Zeuge, daß mehrere Besucher der Anhöhe auf diese Weise abgesperrt wurden.

Viel Schönes bietet auch die Insel Jersey, zwischen der und St. Malo eine regelmäßige Dampfverbindung besteht. Sehr lohnend ist da ein Besuch der Markthalle von St. Helier, der Hauptstadt der

Insel, mit der Fülle der dort feilgebotenen Früchte und Blumen. Ich wanderte durch die ganze Insel, besuchte das alte Schloß Mont Orgeuil und fand in dem kleinen, am Meere um eine aus Feldsteinen erbaute ephuumrankte Kapelle gelegenen Friedhofe von St. Brelade eine Totenstätte von solcher, nur vom Meeresrauschen beherrschten Ruhe und Friedensstimmung, daß in mir der Wunsch sich regte, dort einst in Ewigkeit zu ruhen. Es gibt solche stillen Orte, die in vielen Menschen diesen Wunsch entstehen lassen, dort vom Leben auszu-ruhen. St. Brelade hat bei mir einen Mitbewerber gefunden, den kleinen Domhof zu Hildesheim mit dem als tausendjährigen angesprochenen Rosenstocke. Sicherlich hat der Stock mit seinen mehr als 300 Jahren ein respektables Alter.

Meine erste Italien-Reise war die bereits kurz im Kapitel „Breslau“ erwähnte, die mich auch zur Zoologischen Station nach Neapel führte. Meiner Arbeit dort ist bereits gedacht worden; mögen hier noch ein paar Reiseeindrücke Platz finden. Besonderen Eindruck machten auf mich die Stätten, die mir aus der Zeit meiner Gymnasialstudien bekannt waren, so unter anderen die Fahrt am Trasimenischen See entlang im Gedenken an den berühmten Zug Hannibals, und der Anblick des Soracte, der mir das Horazische „Vides ut alta stet nive candidum Soracte“ ins Gedächtnis rief, obwohl bei meiner Vorüberfahrt der Soracte kein Schneehaupt trug. Dann das Forum Romanum und so vieles andere, was man als Schüler eines humanistischen Gymnasiums kennen gelernt und gern einmal zu sehen gewünscht hat. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß man mit humanistischer Vorbildung einen viel höheren Genuß hat, wenn man diese Dinge später zu sehen bekommt, als ohne eine solche Vorbildung. Gewiß will ich den Leuten, die dieser Vorbildung entbehrten, einen ästhetischen Kunstgenuß, einen Genuß an den Landschaften usw. nicht absprechen; viele von ihnen mögen einen höheren Genuß daran haben, als ehemalige Gymnasialschüler; aber ich meine, daß in den Fällen, wo die ästhetische Genußfähigkeit auf beiden Seiten gleich ist, der Gymnasialschüler im Vorteil ist; bei ihm kommt, so möchte ich sagen, ein gewisser Schmelzhinzu, der dem nicht klassisch Vorgebildeten fehlt und durch nichts ersetzt werden kann.

Auf dieser Fahrt brachte ich auch zwei Tage in Perugia zu, um die Stadt Pietro Peruginos und Raffaello-Sanzios sowie die in der Nähe

befindlichen etruskischen Altertümer kennen zu lernen. Von dem hochgelegenen Orte hat man einen herrlichen Blick auf die umbrische Landschaft. Ich besuchte dort auch meinen anatomischen Spezialkollegen, Professor Mortara, der zugleich ein klinisches Fach vertrat. Ich ging mit ihm in das Anatomische Institut, dort öffnete Mortara ein Fenster, ließ mich hinausschauen und sagte: „Sehen Sie, das ist das Beste am Anatomischen Institut.“ Und er hatte Recht!

Auf der Fahrt von Rom nach Neapel, die ich in der Nacht unternahm, so daß ich mit vollem Tagesanbruch in Neapel ankam, schaute ich beim beginnenden Tagesgrauen nach dem Vesuv aus, begreiflich für Jeden, der noch keinen Vulkan gesehen hat. Und der alte Feuer-speier tat mir den Gefallen, sich als Vulkan zu dokumentieren, indem er ständig eine hohe Rauchsäule emporsteigen ließ. Ich habe denn auch seinem Krater den selbstverständlichen Besuch abgestattet. Zweifellos gehören die vulkanischen Erscheinungen mit zu den merkwürdigsten und, falls sie mit voller Kraft auftreten, großartigsten Erscheinungen des inneren Erdenlebens. Ein wenig davon bekam ich auf einer zweiten Reise nach Neapel, die ich mit meiner Frau und meinen Töchtern unternahm, zu sehen. Kurz vor unserer Ankunft war ein ansehnlicher Ausbruch des Berges gewesen; der frische Lavastrom war kaum erkaltet. Während der Dunkelheit sah man von Neapel aus noch eine Feuersäule aus dem Krater aufsteigen und beim Besuche des Berges konnten wir uns dem Krater nur bis zu einer gewissen Strecke nähern, denn in kurzen Zwischenräumen warf der Berg unter starkem Getöse mit einer dichten Rauchwolke eine Menge Asche und Schlacken aus.

Während meines Aufenthaltes an der Neapeler Zoologischen Station machte ich zusammen mit dem leider so früh verstorbenen Anatomen Dr. Langerhans, damals in Freiburg i. B., Sohn des bekannten Berliner Stadtrats Langerhans, Freund Rudolf Virchows, und mit dem späteren Leipziger Kliniker Albin Hoffmann einen Ausflug nach Salerno, Amalfi und Paestum, der sich äußerst angenehm gestaltete. Wir drei, jung an Jahren — ich als ältester mit 36 — lebens- und wanderlustig, Wetter wundervoll, das, was wir besichtigten, geschichtlich wie landschaftlich hochinteressant, als Drei gerade in der richtigen Zahl und einander gut verstehend: da muß eine solche Wanderschaft wohl gut ausfallen. Gern denke ich stets noch daran

zurück. Etwas Ländlich-Sittliches sei aus unseren damaligen Erlebnissen erzählt. Einer unserer Wandertage war ein Sonntag; wir kamen an einer kleinen Kirche vorbei, die unter einer hübschen Baumgruppe am Wege lag. In der Kirche wurde gerade der Hauptgottesdienst gehalten, die Eingangstür war weit geöffnet, so daß man den Priester am Altar sehen und so von draußen am Gottesdienste teilnehmen konnte; es standen auch außen einige Leute, die in der Kirche nicht mehr Platz gefunden hatten; das war nun weiter nichts Besonderes. Auffällig aber für uns Nordländer war, daß ein Fleischer dicht neben der geöffneten Kirchentür beschäftigt war, ein an einem Gestell, welches an die Kirchenmauer gelehnt war, aufgehängtes Schwein kunstgerecht auszuweiden. Dabei nahm er an dem Gottesdienst insofern teil, als er bei den Glockenzeichen, welche die Hauptabschnitte des Meßopfers anzeigen, so beim Offertorium, bei der Wandlung, bei der Kommunion des Priesters, in der üblichen Weise niederkniete und sich bekreuzigte, dann aber sofort wieder in seiner Arbeit fortfuhr. Wir, begreiflicherweise neugierig, weshalb das Geschäft gerade hier während des Gottesdienstes dicht an der Kirche verrichtet wurde, warteten das Ende der Messe ab und erhielten des Rätsels Lösung. Der Fleischer hatte mittlerweile das Schwein in einzelne Stücke zerlegt und diese auf seinem Karren zur Schau ausgestellt. Die Kirchgänger sammelten sich um den Karren und in kurzer Zeit war alles Fleisch verkauft. Die Kirche bildete offenbar einen Mittelpunkt für die in der Umgegend zerstreut wohnenden Landleute, die sich sicher zum sonntäglichen Gottesdienste dort zusammenfanden. Diese Gelegenheit wurde dann gleich benutzt, um sie mit Fleisch zu versorgen. Es spielte sich alles so ruhig ab, daß auch wir schließlich uns nicht weiter wunderten; befremdlich blieb uns aber doch, weshalb der Fleischer das Herrichten des Tieres nicht schon vor dem Gottesdienste erledigt hatte. Daß er sein Gestell dicht an die geöffnete Kirchentür gestellt hatte, war verständlich, denn auf diese Weise konnte er dem Kirchengebote, Sonntags eine Messe zu hören, genügen.

Noch drei größere Fahrten nach Italien, abgesehen von mehreren kürzeren, habe ich unternommen, die größte 1890 mit meiner Frau und meinen beiden Töchtern, von der ich vorhin kurz den zweiten Besuch des Vesuv erwähnte. Die Reise ging über Dresden, Prag,

Wien, Budapest, Agram, Fiume zunächst nach Abbazia, wo ein mehrtägiger Aufenthalt genommen wurde. In Dresden und Wien wurden hauptsächlich die Kunstschätze, an denen beide Städte so reich sind, in Augenschein genommen. In Budapest besuchten wir meine früheren Assistenten v. Mihalkovics und Pertik, die inzwischen dort Professoren an der Universität geworden waren. Die Fahrt von Wien nach Budapest hatten wir auf der Donau zurückgelegt. Abbazia war angenehmer Ruhepunkt und Station für kleinere Wanderungen in der hübschen Umgebung. Von dort mit dem Dampfer nach Pola, wo uns das Tegetthoff-Denkmal und das alte Amphitheater interessierten, dann längs durch Istrien nach Triest, von da nach Venedig, Bologna, Florenz und Rom. In Bologna verbrachten wir einen angenehmen Abend zusammen mit meinem früheren Laboranten Biondi, dessen ich bereits gedachte und in Pisa und Siena, wohin unsere Weiterfahrt von Bologna zunächst führte, kamen wir mit Freund Romiti und seiner Familie zusammen. In Rom verweilten wir beinahe zwei Wochen. Wir nahmen uns hier vor, wie überall auf unserer ganzen Reise, nicht alles zu sehen, was unser Reisehandbuch anführte, sondern widmeten den Museen und Baudenkmalern nur wenige Stunden am Vormittage und verwendeten die Nachmittage zu Ausflügen in die Landschaften, immer darauf bedacht, am Abend zeitig zurück zu sein, in aller Behaglichkeit die Abendmahlzeiten einzunehmen und nachher noch in gemütlicher Unterhaltung über das Gesehene und Erlebte in einem Kaffeehause ein Stündchen zu verbringen, dann bei guter Zeit zur Ruhe! Theater, Konzerte, kurz, dergleichen Abendvorstellungen haben wir nur selten besucht, um uns nicht zu übermüden. So blieben wir die ganze Zeit hindurch frisch und empfänglich für neue Kunstgenüsse. Als wir am Ende unserer Reise in Köln anlangten, haben wir uns dort das Museum Wallraf-Richartz mehrere Stunden lang mit demselben Genusse und Interesse angesehen, wie wenn es das erste auf unserer Reise gewesen wäre. Was wir uns ansahen, haben wir uns gründlich angeeignet; gefiel uns etwas besonders, so sahen wir es uns an einem anderen Tage lieber noch einmal an, als etwas Neues. Ich bringe hier keine Beschreibung alles des Gesehenen, darüber findet man in unseren guten Reisehandbüchern und in den kunstgeschichtlichen Werken viel Besseres, als ich zu geben vermag. Lieber ein paar kleine Reiseaneddoten: Von Rom aus

machten wir eine Seitenfahrt nach dem Albaner See und dem Nemi-See. Besonders dieser See mit seiner stillen, abgeschlossenen Umgebung ist mit das Eindrucksvollste von dem, was ich an Landschaftsbildern gesehen habe; ich habe ihn auf allen meinen Romreisen aufgesucht. Wir kehrten über Ariccia, Genzano und Albano nach Rom zurück. In Genzano war eine Art Jahrmarkt. Ein Mann stand auf einem Tische und pries mit helltönender Stimme allerlei Bekleidungsstücke zum Verkaufe an, unter anderen Frauenhemden; er konnte nicht genug Worte zum Anpreisen gerade dieses Artikels finden. Als immer noch keine der anwesenden Frauen Miene machte, zu kaufen, zog er sich plötzlich eines dieser Frauenhemden über den Kopf, strich es glatt, stellte sich in Positur und rief: „Ecco, Signore e Signori, gentile! ammirabile!“

Nach Rom kam Neapel mit Capri an die Reihe, dann Messina und Taormina, wohl einer der schönsten Punkte der Welt, in seiner glänzenden, weit umfassenden Art ein Gegenstück zum ernsten, düsteren, abgeschlossenen Nemi-See. Dann Syrakus. Hier wieder ein kleines, echt italienisches Reiseerlebnis. Wir hatten uns an die Casa Politi gewendet, deren Besitzer als Fremdenführer empfohlen war. Zu unserer Überraschung empfing uns Signora Politi mit unverfälschtem ostpreußischem Dialekt, den wir in Syrakus am wenigsten zu hören erwartet hatten. Frau Politi stammte aus Königsberg in Preußen und das gab nun allerlei Gesprächsstoff zwischen ihr und meiner Frau. Signor Politi, ein echter Sizilianer, spannte dann sein Rößlein an und führte uns zu den Sehenswürdigkeiten, insbesondere zu den Latomien, den Katakomben, zum römischen Amphitheater und zum altgriechischen Theater. Mittlerweile war die Mittagszeit näher gerückt, Signor Politi nahm seinen Hut ab und wir bemerkten auf seinem etwas durchwärmten Schädel ein kleines Päckchen, welches sauber eingewickelte Butterbrote enthielt. Unbefangen bot er uns davon an, aber ebenso unbefangen lehnten wir ab, die Nähe des Mittagessens vorschützend.

Von Syrakus fuhr uns die Bahn durch die Mitte der Insel über Castrogiovanni nach Palermo, einer mit ihrer näheren und ferneren Umgebung sehenswertesten Stadt, die ich kennen gelernt habe; vor allem denke ich dabei an Monreale! Ich besuchte auch den wohl erhaltenen griechischen Tempel von Segesta. In Marsala schifften wir

uns dann nach Tunis ein. Auch da ein kleines Reiseabenteuer. Man hatte uns empfohlen, doch eines der jüdischen Wohnhäuser, welches Fremden gezeigt zu werden pflege, zu besuchen. Gesagt, getan. Wir traten ein, da fanden wir in einem Zimmer zwei Frauen beschäftigt, den Fußboden mit nassen Tüchern zu reinigen. Wir blieben einen Augenblick stehen, um abzuwarten, bis sie ihr Geschäft beendet hätten. Da erhob sich zwischen den beiden Frauen ein Wortstreit und ehe wir uns dessen versahen, sprang die eine auf die andere zu und versetzte ihr mit dem nassen Wischtuche einen Schlag ins Gesicht. Die Geschlagene trat nun auf meine Frau zu, heftig gestikulierend und in uns unverständlicher Sprache auf sie einredend; meine Frau wandte sich an den Führer, der ihr erklärte, die Geschlagene rufe sie zur Zeugin an und verlange, daß sie vor Gericht Zeugnis ablegen solle. Wir zogen vor, die Bekanntschaft mit dem Kadi nicht zu machen und verließen rasch diesen ungastlichen Ort.

Vor der Abfahrt besuchten wir noch die Ruinenstätte des alten Karthago. Auf der Fahrt nach Marseille erging es uns übel; wir erlebten einen gehörigen Meeressturm derart, daß die Wellen über dem Oberdeck zusammenschlugen. Meine Frau und meine ältere Tochter litten arg unter der Seekrankheit, während meine jüngere Tochter und ich völlig frei blieben. Bei Tisch waren wir Beiden die einzigen Teilnehmer; auch ein Teil der Schiffsoffiziere hatte vor Neptuns Zorn kapitulieren müssen. Schüsseln und Teller mußten auf dem Tische befestigt werden und das Schiff schwankte so sehr, daß einer der Diener, als er mit einem neuen Gericht in die Kajüte trat, der Länge nach mit seiner Schüssel zu Boden fiel. Einen ähnlichen Sturm habe ich auf der Überfahrt von der Insel Jersey nach Granville erlebt, doch war der Mittelmeersturm schon wegen seiner längeren Dauer der schlimmere. In Marseille angekommen, erholten sich meine seekranken Reisegefährten bald. Über Paris, wo wir einige Tage verweilten und unter anderem Madame Sarah Bernhardt auftreten sahen, dann als letzten Reisehalt über Köln ging es der Heimat zu. Es war, selbst den Seesturm eingerechnet, denn es hat sein Interesse — weniger freilich für die armen Seekranken — auch so etwas zu erleben, die schönste und lohnendste Reise, die ich gemacht habe, insbesondere dadurch, daß ich sie in Begleitung meiner Frau und Töchter, die im blühenden Alter von 19 und 17 Jahren standen, machen konnte.

Eine weitere Italien-Reise unternahm ich mit meinem älteren Sohne, meiner jüngeren Tochter und meiner jüngeren Nichte, Agathe Dillenburg, deren ältere Schwester Gertrud ich, wie berichtet, zusammen mit meiner älteren Tochter auf eine Reise Paris, Dijon, Genf, Salzburg, Wien zur Begleitung gehabt hatte. Wir beschränkten uns bei dieser Italienfahrt auf Nord- und Mittelitalien bis Rom einschließlich. Unvergeßlich ist mir von dieser Reise ein Abend in Frascati. Nach Tische setzten wir uns bei herrlichem Mondschein ins Freie und ließen uns vom besten Chianti in den großen strohumflochtenen Flaschen kommen. Es war ein köstlicher Wein; ehe wir uns dessen versahen, war der Fiasco leer; wie viele wir noch nachkommen ließen, weiß ich nicht mehr, aber es war längst Mitternacht vorüber, als wir unser Nachtlager aufsuchten. Doch in aller Morgenfrühe waren wir munter und wohlgenut wieder zur Stelle, wanderten zu Fuß nach Rocca di Papa und von da hinab zum Nemi-See. Unterwegs überfiel uns eines der stärksten Gewitter, die ich erlebt habe; man konnte ein unheimliches Gefühl bei dem fast ohne Pausen erfolgenden Blitzen und Krachen nicht ganz verbannen. Dies Gefühl hatte offenbar auch der junge Bursche, den wir als Träger unseres Gepäcks mitgenommen hatten; er kniete, des strömenden Regens nicht achtend, vor einem in der Nähe befindlichen Steinbildnisse der Mutter Gottes nieder in den schlammigen Boden, bekreuzigte sich und rief den Schutz der Madonna an. Das Gewitter hörte, wie fast alle heftigen Explosionen dieser Art, bald auf und wir kamen, freilich etwas durchnäßt, aber wohlbehalten in Nemi an. Der Bursche schabte sich mit einem Holzspan den Schlamm von seinen Hosen und vertilgte nachher, da ihm offenbar der Schreck guten Appetit gemacht hatte, eine Schüssel Maccaroni, die ich, als sie hereingebracht wurde, als ausreichend für uns fünf insgesamt erachtet hatte.

Ein drittes Mal führte mich im Frühjahr 1897 die Feier des 25jährigen Bestehens der Stazione zoologica nach Italien bis Neapel. Ich reiste in Begleitung meiner Frau und meines älteren Sohnes. Bei der Feier fiel mir als ältestem Laboranten der Station eine der Begrüßungsreden zu. Ich lernte dort den derzeitigen Botschafter in Rom, v. Bülow, kennen. Anton Dohrn sagte mir damals voraus, v. Bülow sei der kommende Mann; er hatte richtig geurteilt: Zwei Monate später wurde v. Bülow

Staatssekretär des Auswärtigen und drei Jahre später, im Oktober 1900, Reichskanzler.

Zweimal noch habe ich auf einer schönen Mittelmeerfahrt einen Teil Italiens besucht. Das erste Mal mit dem Dampfer „Karlsruhe“ von Bremen aus entlang der Südküste Englands, der Westküste Frankreichs, Spaniens, Portugals, dann durch die Meerenge von Gibraltar, weiter Spanien, Frankreich und Italien entlang bis Neapel. Dieselbe Fahrt machte ich später noch einmal mit dem Dampfer „Prinz Heinrich“, diesmal in Begleitung meiner beiden Schwiegersöhne, des Hauptmanns v. Bonin und des Professors Tilmann und dessen Frau, meiner jüngeren Tochter Ilse. Auf demselben Schiffe machten gleichzeitig die gleiche Reise der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg mit seiner Gemahlin. Wir brachten gewöhnlich die Abende zusammen in angenehmer und anregender Unterhaltung zu. Diese Mittelmeerküstenfahrten sind wohl die angenehmsten Reisen, die man machen kann, vorausgesetzt, daß man seefest ist.

Auf der zweiten Reise verließen wir in Neapel das Schiff und besuchten noch in Sizilien Messina, Taormina und Syrakus, fuhren von Catania ab nach Genua und von da heim. Der Glanzpunkt dieser Reise war Taormina. Wir standen in der Osterzeit. Ganz Sizilien war schon ein Blütengarten, der Koloß des Ätna aber noch bis tief hinab in blendend weißem Schneekleide, ebenso noch die Spitzen der Berge auf dem gegenüberliegenden italienischen Stiefelfuße, dazwischen das tiefblaue Meer; alles dieses umfaßte bei herrlichem Sonnenschein von Taormina aus der Blick. Der Reiz wurde noch erhöht dadurch, daß der Ätna ständig seine Rauchwölkchen sehen ließ. Erst dieses Mal empfand ich die wunderbare Schönheit der Taorminalandschaft vollständig; man muß Taormina im Frühjahre besuchen.

In Syrakus machte mein Schwiegersohn Bonin — er ist protestantischer Konfession —, eine unfreiwillige Bekanntschaft mit Ostergebräuchen der katholischen Kirche. Er hatte sich nach der Mittagsmahlzeit auf sein Zimmer zurückgezogen, um ein wenig der Ruhe zu pflegen und lag noch wach auf seinem Ruhebett, als sich die Tür öffnete, ein Priester mit der Alba bekleidet und gefolgt von einem Chorknaben, der das Weihwasser trug, in der Türöffnung erschien und unter einigen Ritualworten meinen Schwiegersohn mit Weihwasser besprengte. Es geschah mir in meinem Zimmer nebenan ebenso; mir

als Katholiken war ja die Sache bekannt, während mein Schwiegersohn höchst verwundert diesen frommen Brauch über sich hatte ergehen lassen müssen.

Weit über Italien hinaus führte mich eine Orientreise, die ich vom Anthropologenkongresse in Nürnberg 1887 aus antrat. Ich reiste über Wien, durch Ungarn und Rumänien nach Varna, wo ich mich für Konstantinopel einschiffte. Beim Morgengrauen fuhren wir in den Bosphorus ein und die Fahrt durch diese enge Meeresstraße und von da aus der Blick auf Konstantinopel ist überaus lohnend. In Stambul verweilte ich acht Tage, besuchte den Palast Dolmabagsche, wohnte einer Freitags-Moscheefahrt des Sultans Abdul-Hamid bei, der in einem Wagen mit dem Sieger von Plewna, Osman Pascha, saß, konnte die prächtige Haltung des türkischen Militärs, welches das Gefolge des Sultans bildete, bewundern, sah die tanzenden Derwische und vieles andere, was noch das echt alttürkische Leben charakterisierte. Jetzt wird man in Konstantinopel einen ganz anderen Eindruck haben. Damals waren noch die Hunde, man konnte sagen, die Herren der Straße, scheußlich aussehende, räudige Tiere, die Niemandem auswichen und es als selbstverständlich anzunehmen schienen, daß Wagen und Menschen ihnen ausbogen, wenn sie auf der Straße lagen. Jeder Hund hatte aber seinen Bereich und duldete es nicht, daß ihm ein anderer da hineinkam. — Öfters nahm ich meine Mahlzeiten in türkischen Speisehäusern und versuchte auch das Nargileh, die Wasserpfeife, zu rauchen, ohne jedoch dieser Art des Tabakgenusses besonderen Geschmack abgewinnen zu können. Das Sehenswürdigste in Konstantinopel ist die Sophienkirche, die Hagia Sophia, ein Wunder der Baukunst, von außen leider durch Um- und Anbauten verunziert, vielfach auch im Inneren durch die Anbringung allerlei türkischer Inschriften, welche die Wände verdecken, großartig aber in ihrem Inneren durch die Gesamtwirkung des hochragenden Baues. Um einen Überblick von Konstantinopel zu erlangen, machte ich mit einem Führer auch noch einen Ritt um die alten Stadtmauern.

Ich besuchte auch die Prinzeninseln und Brussa, in schöner Lage am Bithynischen Olymp gelegen, und dort die Gräber der ersten osmanischen Sultane. Ferner führte mich mein Weg nach Smyrna und von da in mehreren Ausflügen landeinwärts. Ich besuchte die Insel Syra und fuhr weiter durch das Ägäische Meer zum Piräus und

Athen. Da empfand ich wieder dasselbe dankbare Gefühl über meine Ausbildung auf einem humanistischen Gymnasium, wie ich es von meinem ersten Besuche Italiens erwähnt habe.

Ich hatte in Athen die Freude und den Vorteil, mit einem mir gut bekannten belgischen Kollegen, dem Professor der Anatomie in Lüttich, Dr. Swaen, zusammenzutreffen. Dieser vermittelte mir die Bekanntschaft mit dem belgischen Gesandten in Athen, der ein guter Kunstkenner und trefflicher Führer in den dortigen Sammlungen war. Bei einer der Führungen ereignete sich ein ergötzlicher Zwischenfall. Ich bemerke vorher, daß ich am Tage meiner Ankunft in Athen, bei warmem Wetter vom Durst geplagt, im Gasthofs mich erkundigt hatte, ob man nicht in Athen ein Glas trinkbaren Bieres bekommen könne; man hatte mir eine kleine, ganz bescheidene Bierstube genannt, die unfern meines Gasthofes lag und ich fand dort auch ein leidliches bierähnliches Getränk, sogar angenehm gekühlt. Also, nach einer der Museumsbesichtigungen sagte der Gesandte zu mir: „Nun will ich Ihnen auch ein Extravergnügen machen, bitte, folgen Sie mir.“ Anfangs war ich im Zweifel, was das sein möchte, als aber der Weg sich mehr und mehr der Gegend näherte, wo mein Bierhäuschen stand, merkte ich, um was es sich handelte. Und richtig, triumphierend wies mein Führer auf das Schild und sagte: „Treten Sie ein, das haben Sie doch in Athen nicht erwartet.“ Ich verneigte mich, lüftete den Hut und sagte, er habe den Deutschen richtig eingeschätzt, daß er ihn gleich zu einer Bierstube als zu einem besonderen Vergnügen führe, er habe ihn aber doch nicht völlig richtig erkannt, denn ich sei bereits am Tage meiner Ankunft hier gewesen. Darob natürlich große Heiterkeit.

Von Athen fuhr ich noch nach Alexandrien und Kairo und machte von da einen Ausflug nach den Pyramiden von Gizeh. Die große Pyramide des Cheops bestieg ich, von den dort die Fremden bedienenden Beduinen unterstützt, denn allein kann man die hohen Stufen nicht nehmen. Dabei war es komisch, zu hören, daß die Beduinen, wenn sie einen Deutschen, den sie sofort erkannten, führten, von Zeit zu Zeit ausriefen: Bismarck! Bismarck! Kolossal! Kolossal! Offenbar hatten sie das letztere Wort, welches in Deutschland so oft und vielfach ganz unangebrachter Weise, ausgerufen wird, häufig von den deutschen Reisenden gehört. Und wenn sie, um zu zeigen,

daß sie in dem betreffenden Fremden einen Deutschen erkannt, den Namen unseres größten Staatsmannes gleichsam als Repräsentanten von ganz Deutschland ausriefen, so erwies das, wie weit der Ruhm dieses Giganten die Welt erfüllt hatte. Leider konnte ich, da der Beginn meiner Wintervorlesungen bevorstand, nicht noch nach Assuan und weiter nach Oberägypten gelangen. Ich fuhr nach Genua zurück und reiste von da durch die Schweiz zunächst nach Baden-Baden, wo ich einige Tage blieb. Und ich muß gestehen, nach allem dem Schönen, was ich landschaftlich gesehen hatte, fühlte ich mich in dem Waldes- und Wiesengrün von Baden-Baden erst wieder recht heimisch und wohltuend erquickt.

Noch einer Reise nach dem Osten gedenke ich, der nach Jassy, wohin ich als Delegierter der Berliner Universität anlässlich der Halbhundertjahrfeier der Moldauischen Universität entsendet worden war. Die Feier hätte bereits 1910 stattfinden sollen, da jedoch in dieses Jahr die Hundertjahrfeier der Berliner Universität fiel, so war Jassy zurückgetreten; um so mehr hatte Berlin Anlaß, sich in Jassy durch einen besonderen Abgesandten vertreten zu lassen. Auch die österreichischen Universitäten und andere deutsche Universitäten nahmen durch Abgesandte an der Feier teil, während Rußland, dessen Universität Odessa doch nahe lag, durch Nichtbeteiligung auffiel. In Rücksicht auf die Haltung Rumäniens im Weltkriege verdient dies besonders bemerkt zu werden: Freundlichkeiten auf anderen Gebieten gelten in der Politik Nichts! Ich hatte in Jassy Gelegenheit, mit König Carol I. von Rumänien und seiner Gemahlin, die unter dem Namen „Carmen Sylva“ als Dichterin bekannt ist, oft zusammen zu kommen. Bei einem vom Könige gegebenen Frühstück saß ich an seiner Seite, ebenso später auf besonders an mich gerichtete Einladung des Königs bei einem von der Stadt gegebenen Feste, wo die Plätze nicht vorher bestimmt waren. Unsere Unterhaltung war lebhaft und für mich sehr interessant, da ich in dem Fürsten einen auf vielen Wissensgebieten gut bewanderten, philosophisch durchgebildeten Mann kennen lernte. Die ganze Art des auch als hervorragender Politiker und weiser Regent hochangesehenen Monarchen hatte etwas sehr Gewinnendes. Daß er seinem Geburtslande treu gesinnt war und im Kriege treu blieb, hat er bewiesen. Doch war er von seiner Pflicht für Rumänien tief durchdrungen und es fragt

sich, ob er, als unser Stern im Sinken war, das Steuer Rumäniens in der bisherigen Richtung weiter hätte festhalten können. Sicherlich wäre er in einen schweren Konflikt gekommen. Auch mit der Königin habe ich mich wiederholt längere Zeit unterhalten, wobei sich Gelegenheit ergab, daß sie mir einige ihrer Gedichte vortrug. Es war zu merken, daß Beide, der König wie die Königin, im Lande sehr angesehen und beliebt waren; sie verdienten es auch in vollem Maße.

Gern gedenke ich an die wohlgelungene Feier in Jassy und an die in bester Weise mir erwiesene Gastfreundschaft im Hause meines Kollegen, des Professors der Physiologie Dr. Socor zurück. Sehr lieb war mir auch ein Wiedersehen mit meinem früheren Laboranten, jetzigem Professor der Chirurgie in Bukarest, Dr. Gerota, dessen ich bereits gedachte.

Nicht nur nach dem Süden und Osten, sondern auch nach dem Westen wendeten sich meine Fahrten: England, Schottland und Irland habe ich wiederholt besucht und mehrere dieser Besuche bereits erwähnt. Besonders möchte ich noch einer Reise nach Dublin gedenken zur Teilnahme an der Dreihundertjahrfeier des dortigen Trinity College, weil sie mir Gelegenheit gab, meinen dortigen Kollegen, den Anatomen D. J. Cunningham und seine Familie, kennen zu lernen. Ich war Gast seines Hauses und es wurde aus dieser Begegnung eine wahre Freundschaft fürs Leben. Cunningham kam später als Anatom nach Edinburg, wo ich ihn abermals besuchte; wiederholt trafen wir uns noch in England. Seine Tochter Lizzie, jetzige Mrs. Bramwell in Edinburg, war längere Zeit in Deutschland und verkehrte bei uns, wie zur Familie gehörig; eine meiner Enkelinnen brachte ich dann zu ihr zu längerem Aufenthalte in Edinburg. Professor Cunningham gehört zu denjenigen meiner Freunde, die ich am meisten schätzen lernte; ich vergleiche ihn am liebsten in seinem ganzen Wesen als Forscher und als Menschen mit Wilhelm His, meinem Leipziger Freunde. Beide haben bemerkenswerter Weise wiederholt auf gleichem Felde gearbeitet, nur überwog bei His die Entwicklungsgeschichte. Cunningham starb, wie His, leider früh, noch in den Jahren voller Schaffenskraft. Der Krieg hat das Band, welches mich mit seiner Familie verknüpfte, nicht durchtrennt. Sobald die Postverbindung mit England wieder eröffnet war, schrieb mir Mrs. Bramwell und wir haben unseren brieflichen Verkehr wieder

aufgenommen. Die Politik darf an die echten Freundschaften nicht rühren, sie zu stören!

Bei dem Besuche der Feier des Trinity College lernte ich auch etwas von der Stimmung der Irländer gegen England kennen. Bei dem Festzuge durch die Stadt zur englischen Kirche, wo der Festgottesdienst gehalten wurde, fehlte jede Beteiligung der Einwohnerschaft; der glänzende Festzug ging fast gänzlich unbeachtet durch die Straßen, die schmucklos dalagen. Beim Abendfeste, welches der Lordmayor von Dublin zu geben hatte, war auch nur englische Gesellschaft zugegen und seitens des Gastgebers fehlte jeder wärmere Ton. Es ist eigenartig, daß England, welches die Schotten für sich gewonnen hat, das zweifellos von allen Völkern, welche Kolonien erwerben, die glücklichste Hand hat, sie in sein Interesse zu ziehen, in dem bereits seit Jahrhunderten angegliederten Irland versagt. Da braucht man sich nicht zu wundern, wenn es Deutschland nicht gelungen ist, in 50 Jahren die Elsässer oder Nordschleswiger zu gewinnen. Und für uns war diese Gewinnung noch schwieriger, da die genannten Nationen in steter Verbindung mit ihren anderen Nachbarn blieben, während Irland isoliert liegt und die nächste und ausgiebigste Verbindung mit England hat. Die von Preußen in Besitz genommenen polnischen Gebiete sind erst die Hälfte der Zeit in deutscher Verwaltung gewesen, wie Irland unter englischer. Es wäre besser, wenn die englische Presse sich in der Beurteilung unserer Angliederungs- und Kolonisationsfähigkeit etwas mehr Zurückhaltung auferlegte. Alle Völker, welche Kolonien anlegen, müssen erst Erfahrungen machen und ohne Streitigkeiten, die von Zeit zu Zeit wieder aufflackern, ging und geht es bei keinem Volke, weder im Altertum noch in der Neuzeit, ab.

Meine größten Westreisen führten mich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und nach Mexiko. Im Jahre 1901 durchquerte ich von Bremen aus zum ersten Male den Atlantischen Ozean, um als Abgeordneter der Berliner Universität an der Zweihundertjahrfeier der Yale-University in Newhaven teilzunehmen. Ich wohnte dort sehr angenehm bei meinem früheren Schüler in Straßburg, zeitigem Professor der Chirurgie an der Universität Newhaven, Dr. Carmalt, und hatte Gelegenheit, mit dem damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Theodor Roosevelt, mit dem

zusammen ich zum Ehrendoktor of Law promoviert wurde, persönlich bekannt zu werden. Von Newhaven begab ich mich nach Washington, wo ich mit Professor Wardell Stiles, den ich in Berlin kennen gelernt hatte, zusammentraf. Durch dessen Vermittlung konnte ich in angenehmster Weise alle Sehenswürdigkeiten Washingtons kennen lernen. Auch vermittelte er mir eine Unterredung mit dem Präsidenten Roosevelt, die nicht in meinem Programm war. Als ich mit Stiles das Kapitol besucht hatte und wir das Gebäude verlassen wollten, kamen wir an einem Zimmer vorbei, durch dessen nur angelehnte Tür man Jemanden sprechen hörte. Stiles erkannte Roosevelts Stimme und fragte mich, ob ich den Präsidenten vielleicht sprechen wolle — ich hatte ihm erzählt, daß ich mit ihm in Newhaven zusammen gewesen sei. Ich meinte, wenn das ohne weitere Störung geschehen könne, so wäre es mir angenehm. Stiles trat in das Zimmer und brachte mir sofort die Nachricht, der Präsident lasse bitten. Roosevelt bewillkommnete mich als Doktorkollegen recht freundlich und ein Gespräch war bald im Gange. Der Präsident fragte mich, ob ich das Buch meines Berliner Kollegen Hans Delbrück über die Geschichte der Kriegskunst kenne. Das Buch habe ihn sehr interessiert; er habe nie an die großen Zahlen, die über die Stärke der Armeen des Altertums mitgeteilt würden, glauben können und es freue ihn, daß Delbrück sich in gleicher Weise äußere. Nun hatte ich Delbrücks Werk, von dem die erste Lieferung erschienen war, mit an Bord genommen und es auf der Überfahrt gelesen, so daß wir sehr willkommenen Gesprächsstoff fanden. Dazu kam ein zweiter. Bei meinem Kollegen Carmalt hatte ich ein Werk Roosevelts in die Hände bekommen: „Big game hunting“, welches mich wegen der ausgezeichneten Abbildungen und lebendigen Schilderungen der in den Felsengebirgen lebenden Hochwildarten gefesselt hatte; daran knüpfte sich eine weitere mir interessante Unterhaltung. So schied ich mit einem guten Eindruck von einem Manne, der damals in der politischen Welt eine bedeutende Stellung einnahm und in welchem ich einen Freund Deutschlands zu erblicken vermeinte.

Von Washington brachte mich die Bahn zunächst nach Baltimore, wo ich Franklin P. Mall von der John Hopkins University kennen lernte, dann nach Philadelphia, wo ich Professor Geo Piersol, der mich in Berlin besucht hatte, wieder traf. Es war mir besonders

wertvoll, die Einrichtungen der Anatomischen Institute an diesen beiden hochangesehenen nordamerikanischen Universitäten näher kennen zu lernen. Später fand ich noch Muße, auch die Anatomischen Anstalten der Columbia-University unter Huntingtons Führung in New York, sowie am Schlusse meiner damaligen Reise in Cambridge Massachusetts unter Th. Dwight und das Histologische Institut dort unter Ch. Sedgwick Minot eingehend zu besichtigen. Ich glaube mit diesen und der Yale University zusammen wohl die angesehensten und besten nordamerikanischen Universitäten, insbesondere in ihren Anatomischen Instituten, kennen gelernt zu haben; ich habe den Eindruck behalten, als ob die deutschen Anatomischen Anstalten den Vergleich nicht zu scheuen hätten. In Yale ist insbesondere die vergleichend-anatomische Sammlung bemerkenswert.

In Philadelphia machte ich Bekanntschaft mit den Temperenzeinrichtungen in den Vereinigten Staaten. Ich kam abends in meinem Gasthose an und bestellte mir eine halbe Flasche Wein im Gastzimmer. Der Kellner erklärte mir, daß ich kein alkoholisches Getränk haben könne, es war an einem Sonntag Abend. Als ich ihm meine Verwunderung darüber ausdrückte, sagte er, ich möge nur auf mein Zimmer gehen, da könne ich so viel Wein trinken, wie ich wolle. Ich trank also dann meinen Schoppen einsam in meinem Zimmer. Ich gestehe, daß ich den Nutzen dieser Verordnung nicht recht einsehe, oder soll sie sich auf eine Heiligung des Sonntags beziehen? Mir gefallen da die deutschen Sitten besser; jedenfalls ist die öffentliche Moral in Deutschland nicht schlechter als in den Vereinigten Staaten. Oder müssen vielleicht die Bürger der Vereinigten Staaten besser im Zaume gehalten werden wie wir Barbaren? Ein Seitenstück zu dieser Erfahrung erlebte ich in Aberdeen in Schottland. Ich kam dort gegen Mittag an und nahm am Bahnhofe einen Wagen, dem ich einen in meinem Baedeker ohne weitere Bemerkung verzeichneten Gasthof als Ziel angab. Der Kutscher erwiderte etwas in seinem mir unverständlichen Dialekt und machte zunächst keine Miene, seinen Wagen in Bewegung zu setzen. Ich dachte, er habe mich nicht verstanden und zeigte ihm den Namen des Gasthofes in meinem Reisehandbuche, worauf er dann, noch etwas in den Bart murmelnd, mit mir losfuhr. Im Gasthof bestellte ich mir ein Frühstück und dazu Porter. Der Kellner sagte: „No Porter.“ Darauf ich: „Some Ale.“ Darauf der

Kellner: „No Ale“! Dann, ich war in der Meinung, es gebe hier nur Wein: „Some Claret“. Darauf der Kellner: „No Porter, no Ale, no Claret, only Water, or Tee or Coffee!“ Ich war in ein Temperenz-Hotel geraten und der Kutscher, dessen erste Äußerung ich nun verstand, hatte es gut mit mir gemeint. Ich verließ den Gasthof sofort. — Von Philadelphia führte mich die Bahn in dem Susquehannagebiete zum Teil in lieblichen Tälern aufwärts nach Buffalo. Auf dieser Fahrt kamen mir Erinnerungen an James Fenimore Coopers Indianergeschichten, welche die Jugend meiner Zeit so gern las; sie spielen ja zum großen Teile in dieser Gegend. Buffalo wählte ich als Standplatz für die Niagarafälle, denen ich zwei Tage widmete. Als ich den mit Recht berühmten, großartigen Wasserfall zuerst sah, ging es mir wie dem preußischen Gardeleutnant, von dem man erzählt, er habe, als er den Montblanc zum ersten Male erblickte, sein Monokel eingeklemmt, den Bergriesen eine Zeitlang fixiert und dann wegwerfend gesagt: „Nicht hoch genug“! Ich hatte mir auf Grund von Schilderungen und Abbildungen ein Phantasiegebilde von den Fällen entworfen, welches erheblich über die Wirklichkeit hinausging und war etwas enttäuscht, als ich dem Tatsächlichen gegenüber stand. Ich besah mir den Fall von allen Seiten, ging mit der Öljacke bekleidet unter dem Falle auf der nordamerikanischen Seite bei betäubendem Donnergetöse her, fuhr mit der Maid of Mist an die Fälle heran und nach und nach ging mir die staunenswerte Größe dieses Naturschauspiels auf. Als ich an dem anderen Tage, einem schönen warmen Novembertage, nochmals den Fall besuchte, kam er mir immer großartiger vor. Lange stand ich in der Beleuchtung der sinkenden Sonne auf der Brücke vor dem Falle; ich konnte mich kaum von ihm trennen. Über Boston und New York trat ich die Heimfahrt an.

Meine zweite Fahrt über den Atlantischen Ozean führte mich im September und Oktober des Jahres 1904 zur Weltausstellung nach St. Louis im Staate Missouri und von da nach Mexiko. Ich war von unserer Regierung beauftragt worden, in der deutschen Unterrichtsabteilung die medizinische Ausstellung zu überwachen und zugleich in der Jury für die Verteilung der Preise mitzuwirken. Mit Hilfe des Präparators am Berliner Anatomischen Institute, meines tüchtigen, geschickten und treuen Gehilfen, Seifert, wurden hier in Berlin die aus Deutschland eingesendeten Ausstellungsstücke sorg-

lich verpackt und unter dessen Aufsicht nach St. Louis überführt, dort aufgestellt und später zurückbefördert.

Das Jahr 1904 war für mich ein Hauptreisejahr. In den Mai fiel meine Reise nach London zur Teilnahme an der Sitzung der Vereinigung der Akademien, von der die Rede war. Ebenso berichtete ich schon über meine Fahrt nach Greifswald, Bornholm, Schweden, Norwegen und Kopenhagen zum Besuche der Deutschen Anthropologenversammlung. Nach Schluß dieser Reise schiffte ich mich alsbald nach England ein, um in Southampton an Bord des Lloyd dampfers „Kaiser Wilhelm der Große“ zu gehen zur Überfahrt nach New York. In St. Louis fand ich Seifert bereits vor; er empfing mich am Bahnhofe und ebendort traf ich Mr. Frederick Lehmann, Rechtsanwalt in St. Louis, einen geborenen Berliner, der den Wunsch geäußert hatte, einen von den Berliner Besuchern der Ausstellung als Gast bei sich aufzunehmen. Während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in St. Louis habe ich bei ihm und seiner Gemahlin in seinem hübschen, Benton place 10 gelegenen Hause eine Heimstätte gefunden, wie man sie sich nicht besser denken kann; es war mir, als gehöre ich zur Familie. Frau Lehmann war eine geborene Amerikanerin aus Des Moines im Staate Jowa; ich fand selten eine Frau, die in so guter Lebenslage, wie ihr Gatte ihr bieten konnte, sich so persönlich um ihren Haushalt kümmerte und so schlicht und einfach, wenn auch in völlig ihrem Stande angemessener Form, lebte, wie ich es Frau Lehmann gerne nachrühme. Rechtsanwalt Lehmann war gänzlich vermögenslos aus Berlin nach den Vereinigten Staaten gekommen und hatte sich zunächst als Cow-Boy seinen Lebensunterhalt verschafft. Durch seine Tüchtigkeit kam er zu einem Aufseherposten und in Besitz von Mitteln, sich Bücher anzuschaffen, um sich zur Aufnahme in eine höhere Schule vorzubereiten. Er wurde aufgenommen, ging dann zur Universität und war nun einer der angesehensten Rechtsanwälte in St. Louis. Er besaß eine ausgewählte Bibliothek, namentlich an Werken der schönen Litteratur, Kunst und Geschichte, die er mir in liberalster Weise zur Verfügung stellte. Er besaß aber diese Werke nicht nur, sondern er kannte auch ihren Inhalt. Shakespeare kannte er fast auswendig, wie ich mich mehrfach zu überzeugen Gelegenheit hatte. Als Redner suchte er Seinesgleichen. Dabei ein Mann festen Charakters, politisch überzeugter Anhänger der

Vereinigten Staaten, aber auch seinem Geburtslande treu gesinnt. Er war Mitglied eines deutschen Klubs in St. Louis und führte mich auch dort ein. Gern widme ich diese Worte ehrender und lieber Erinnerung meinen freundlichen und hochachtbaren Gastfreunden in St. Louis.

In St. Louis fand ich ferner mehrere Ärzte, die meine Schüler gewesen waren, unter anderen Dr. Ludwig Bremer, der mehrere anatomische Arbeiten, Früchte seiner Tätigkeit in meinem Laboratorium, im „Archiv für mikroskopische Anatomie“ veröffentlichte, und Dr. Goldstein. Alle diese Kollegen vereinigten sich zu einer Abendfestlichkeit für mich auf dem Dache des Deutschen Hauses im Ausstellungspark. Im Deutschen Hause waltete der deutsche Reichskommissar, Geheimrat Dr. Lewald, in bester Weise seines Amtes; ich bin ihm für die große Freundlichkeit, die er mir zur Förderung meiner amtlichen Tätigkeit in der Ausstellung sowie außeramtlich erwies, stets dankbar geblieben.

Zu Preisrichtern (Juroren) in der Unterrichtsabteilung — es ist nicht ohne Interesse, die Zusammensetzung kennen zu lernen — waren bestimmt: ein Nordamerikaner als Präsident, — mir ist der Name entfallen —, ferner Mr. Wood aus Washington als Sekretär, Reverend father Conway, S. J. Professor of political Oeconomy, und Dr. Loe b, Professor für Hals- und Nasenkrankheiten an der von den Jesuiten gegründeten Universität in St. Louis, ferner Miss Temple vom Board der Lady Managers aus Knoxville (Tennessee), die ich als unser „Spinster“ bezeichnete, dann der Chemiker Professor Gautier aus Paris, der Astronom Lecointe aus Brüssel, Graf Limburg-Stirum als Kommissar der deutschen Regierung, Professor Dr. Otto Cohnheim, Sohn meines Kollegen, des berühmten Pathologen J. Cohnheim in Leipzig, und ich. Der Präsident der Kommission verließ bereits nach einigen Tagen St. Louis und ich wurde an seine Stelle gewählt. Die meiste Arbeit leisteten die Herren Wood und Lecointe, die ich beide sehr schätzen lernte. Überhaupt darf ich sagen, daß wir alles sehr gewissenhaft prüften und auch die Arbeit für diejenigen Staaten, welche zwar in der Unterrichtsabteilung ausgestellt, aber keine Vertreter in die Jury gesendet hatten, mit übernahmen. England hatte auf Preise verzichtet. Unsere Vorschläge wurden dann einer Oberkommission unterbreitet, wo ich sie zu begründen hatte; dort wurde dann entschieden.

Die ganze Ausstellung war sowohl in ihrer Lage, in ihren Baulichkeiten und in ihrem Inhalte als musterhaft zu bezeichnen; leider konnte ich wegen meiner Tätigkeit als Preisrichter außer den Gegenständen meiner Aufgabe von all dem übrigen nur verhältnismäßig wenig in genügender Weise sehen; auch wünschte ich an einer von den anwesenden Geographen veranstalteten Reise durch Mexiko teilzunehmen und verließ daher bald nach Abschluß meiner Preisrichtertätigkeit St. Louis.

Die Mexiko-Fahrt traten wir in einem Sonderzuge an, in welchem wir auch übernachteten. Von guten Bekannten beteiligten sich an der Fahrt Frau Professor Selenka aus München und mein Berliner Kollege, der Geograph A. Penck. Im ganzen brachten wir 17 Tage in den Eisenbahnwagen zu, wovon 1 Tag am Cañon von Arizona und 2 Tage in der Stadt Mexiko abgehen, während welcher wir in Gasthöfen Unterkunft hatten. An bemerkenswerten Punkten hielt der Zug; Karten wurden an die Wagen geheftet und von Sachverständigen, insbesondere von dem nordamerikanischen Geographen und Geologen Davis, Vorträge gehalten. Die Mittags- und Abendmahlzeiten nahmen wir auf den dafür vorgesehenen Stationen ein. So lange wir auf nordamerikanischem Boden waren, hatten wir dort Bedienung von sauber in Weiß gekleideten, zum Teil hübschen jungen Mädchen; als wir bei El Paso über den Rio grande in Mexiko anlangten, bedienten uns bezopfte Chinesen! Der Unterschied war deutlich. —

Die bemerkenswertesten Daten dieser Fahrt sind die Besichtigung des großen Cañon des Coloradoflusses, eine stellenweise bis 2000 Meter tiefe Schlucht, oben von der Breite etwa des Rheinstromes unterhalb Kölns, nach unten sich allmählich verschmälernd zum Coloradoflusse hin, der in der Tiefe sich hinwindet. Die Länge dieser Schlucht dürfte der Entfernung zwischen Berlin und Hamburg gleichen. Ein Blick in diese Schlucht hinein, namentlich bei heller Mondbeleuchtung, wirkt zauberhaft. Man kann zweifelhaft sein, was packender wirkt, der Niagarafall oder dieser Cañon. Man sieht nämlich nicht in eine Schlucht mit steil abfallenden kahlen Wänden, sondern die Wände sind vielfach gegliedert mit Berg- und Talbildungen, die reich mit Bäumen, Sträuchern und sonstigem Pflanzenwuchs bedeckt sind. An gewissen Stellen sieht man dann in der Tiefe das Silberband des Flusses aufleuchten. Am besten macht man sich eine Vorstellung

von der Gestaltung des Cañon — ich spreche natürlich nur von der Stelle, wo ich ihn sah —, wenn man ihn sich dadurch entstanden denkt, daß ein längsverlaufender Gebirgszug mit niedrigeren und höheren Bergspitzen und dazwischen liegenden Einsattelungen, der an seiner Basis die Breite des Cañon an dessen Eingange an der Erdoberfläche hat, in eine weiche Masse so tief hineingedrückt sei, daß seine Basis bis an die Oberfläche des Erdbodens kommt. Nun denke man sich diesen Gebirgszug wieder aus der Masse — sagen wir dem Erdreich — herausgehoben, die schluchtartige Höhlung, welche bleibt, gibt das treue Bild des Canon. Man schaut also wie in ein tiefes schmales Tal, dessen beide Wände mit Bergspitzen und talähnlichen Seiteneinschnitten besetzt sind, und an dessen Grunde ein ansehnlicher Fluß strömt, von oben hinein.

Ehe wir nach Mexiko einliefen, mußte unser Zug und anschließend noch ein anderer fahrplanmäßiger Zug mitten in einer Wüsten- gegend, wo nur einige spärlich besetzte Niederlassungen der dortigen Indianer sind, über 24 Stunden halten, weil eine Brücke baufällig geworden war. Daß dies zu den Annehmlichkeiten unserer Fahrt gehörte, will ich nicht behaupten, zumal unsere Lebensmittel knapp wurden. Eine kleine Abwechslung brachte am Abend des ersten Tages unseres Haltes eine niedliche Mexikanerin, die sich aus einer Indianer- niederlassung die erforderlichen Materialien besorgt hatte und kleine flache Kuchen aus Mehl bereitete, die bei uns guten Absatz fanden. Wenn ich zu ihr herantrat, sagte sie: „Mein Schatz, mein Schatz!“, irrte sich aber sicherlich bei meinen 68 Jahren über die Bedeutung dieses Wortes, welches sie irgendwo einmal aufgeschnappt haben mochte. Aber es gab doch Anlaß zur Heiterkeit bei uns und eine kleine Abwechslung bei unserem unfreiwilligen Warten.

Nordmexiko bietet auf dem Bahnwege von El Paso aus wenig bemerkenswerte Landschaftsbilder; erst von Querétaro an, wo wir bei schöner Morgenbeleuchtung nahe an der Kapelle vorbeifuhren, die an der Stelle errichtet ist, wo 1867 Kaiser Maximilian erschossen wurde, kommen schöne und zum Teil großartige Landschaftsbilder. Von den berühmten Schneebergen dieser Gegend zeigte aber nur der Pic von Orizaba, der Citlaltepētāl, auf kurze Zeit sein glänzend weißes Haupt; der Popocatepētāl und Iztaccihuatl blieben leider im Nebel verhüllt. Zwei Tage Aufenthalt in der Stadt Mexiko nützten wir noch

nach Kräften aus, insbesondere durch den Besuch des ungemein interessanten Museums der alten Aztekenkultur. Wir hatten dabei das Glück, daß gerade Professor Seler, mein Kollege von der Akademie der Wissenschaften in Berlin, einer der besten Kenner der mexikanischen Altertumskunde, in Mexiko anwesend war und uns in der lebenswürdigsten Weise die dortigen Schätze zeigte und erklärte. Ich erwähne noch den Empfang beim Präsidenten Porfirio Diaz, der das durch Erdrevolutionen wie durch Menschenrevolutionen vielerschütterte Land damals mit starkem Arm zusammenhielt, ferner den Besuch des Schlosses Chapultepec, in dessen Park prächtige alte Bäume, viele von Riesengröße, alle Beachtung verdienen; endlich eine Fahrt nach Orizaba. In der Stadt Mexiko hatte ich noch die Freude, einen mir lieben Verwandten, Bruder meiner Frau, der dort als Kaufmann lebte, wiederzusehen und begrüßen zu können. Durch seine Kenntnis von Land und Leuten hatte ich manchen Vorteil. Als ich den Wunsch aussprach, das Nationalgetränk des Volkes, die Pulque, kennen zu lernen, riet er mir ab. Ich folgte seinem Rate nicht, mußte aber zugeben, daß er gut gemeint war, denn ich hatte an dem einen Versuche genug.

Die Rückfahrt traten wir auf der mehr östlich gelegenen Bahnstrecke über San Luis Potosi an, die bei Laredo den Rio Grande überschreitet. In Saltillo, dem Hauptorte der mexikanischen Grenzprovinz Cohahuila, wo wir die letzte Verpflegung auf mexikanischem Boden einzunehmen hatten, wurden wir vom Gouverneur freundlich begrüßt und auf Staatskosten bestens bewirtet.

Ich schied von dem schönen und reich gesegneten Lande damals mit der Überzeugung, daß es sich in wohlgeordnetem Zustande befinde und einer guten Zukunft entgegen sehe. In dieser Ansicht wurde ich auch durch meinen Schwager bestärkt, der bereits mehrere Jahre in Mexiko unter dem straffen Regimente von Porfirio Diaz ansässig war. Wie bald sind wir in dieser guten Meinung enttäuscht worden! Liegt nun die Schuld bei den Parteien in Mexiko selbst oder ist es der mächtige Nachbar im Norden, der gar zu gern die großen Schätze des Landes durch dessen Angliederung für sich nutzbar machen möchte und daher die Unordnungen im alten Aztekenlande nicht zum Ausgleich kommen läßt, damit es ihm selbst als reife Frucht in den Schoß falle? Können die Mexikaner sich nicht selbst ein geordnetes Regi-

ment schaffen, welches von Dauer ist und dem Lande eine friedliche und gesunde Entwicklung sichert, dann muß man zu dessen eigenem Besten wünschen, daß es der nordamerikanischen Union zufalle, die damit freilich auf kaum abschätzbare Zeit zum weitaus mächtigsten Staate der Welt werden würde.

Auf der Rückfahrt hatte ich Gelegenheit, die guten Eigenschaften der nordamerikanischen Neger kennen zu lernen. Ich vermißte eines Morgens beim Ankleiden den Mann, der mir bis dahin die kleinen Morgendienste geleistet hatte. Sein Ersatzmann sagte mir auf Befragen, daß Tommy erkrankt sei. Ich ging sofort zu ihm, kümmerte mich um ihn und konnte ihm einen guten Rat geben, durch dessen Befolgung er bis zum anderen Morgen wieder zu Wohlbefinden kam. Seit dieser Zeit waren alle Neger in unserem Zuge bemüht, mir ihre Dankbarkeit zu beweisen; wo sie mir einen Wunsch sozusagen an den Augen ablesen konnten, waren sie gleich alle bereit, ihn nach Möglichkeit zu erfüllen. Als unser Zug in St. Louis sein Endziel erreichte und wir uns trennten, kamen alle Neger zu mir und dankten mir in rührender Weise, daß ich so gut zu einem ihrer Kameraden gewesen sei; dieser selbst wußte gar nicht, was er tun sollte, um mir seine Dankbarkeit zu beweisen.

Ich blieb noch einige Zeit in St. Louis, verabschiedete mich von dem Reichskommissar, von meinem getreuen Seifert, von Dr. Bremer, vom deutschen Konsul und von meinen mir lieb gewordenen Gastfreunden, von diesen, leider, auf Nimmerwiedersehen, und fuhr nach New York, wo ich mich zur Heimkehr auf dem Dampfer „Kronprinz Wilhelm“, einem der neuesten Bremer Schnelldampfer, einschiffte. Ich landete in Cherbourg an, um von dort aus einer meiner Enkelinnen, Irmgard v. Bonin, die sich auf einer kleinen ländlichen Besitzung ihrer französischen Sprachlehrerin in Pension befand, einen Besuch abzustatten. Auf dem Wege zwischen Southampton und Cherbourg hatten wir eine unerwartete, höchst bemerkenswerte Begegnung mit der russischen Flotte unter Admiral Rosdjeschtwensky, die, man darf wohl annehmen, ahnungslos ihrer Vernichtung entgegenlief. In aller Morgenfrühe fuhren die Kriegsschiffe in Kiellinie so dicht an uns vorbei, daß wir ihre Namen bequem lesen konnten. Sie hatten, wie wir später erfuhren, in der Nacht ihr Don Quixote-Gefecht mit den britischen Fischerfahrzeugen an der Doggerbank gehabt, ein Signum

pessimi ominis, wie ich mir sagte, als ich in Cherbourg davon erfuhr. Ich stand auf unserem Dampfer zusammen mit mehreren Offizieren vom Schiff in stummer Betrachtung der vorüberfahrenden Flotte. Ich weiß nicht, woher mir die Vorahnung kam, aber ich konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß von diesen Schiffen kaum eines wieder zurückkehren werde. Derselbe Gedanke wurde auch von Anderen laut; wenigstens sagte einer von den Offizieren, als das letzte russische Schiff an unserem Heck vorbeigefahren war, sein Glas absetzend: Wie viele davon werden wohl wiederkehren?

Mit dem russisch-japanischen Kriege 1904/05 ist der dritte Abschnitt der Weltgeschichte, soweit wir sie gut kennen, eröffnet worden. Die einzelnen Abschnitte charakterisieren sich als Kämpfe um die Weltmeere und nehmen nach deren Größe an Bedeutung für unsere Erdkugel zu. Zuerst der Kampf um das Mittelmeer; diesen gewannen die Römer. Dann der Kampf um den Atlantischen Ozean bis hinein in die Westsphäre des Indischen Ozeans; den gewannen die Engländer und haben jetzt das Siegel darauf gedrückt, indem sie ihren letzten Mitbewerber, Deutschland, mit Hilfe fast der ganzen Welt zu Boden gezwungen haben. Jetzt geht es um den Großen Ozean, und die Ouvertüre dazu spielten die Kanonen im russisch-japanischen Kriege, vor allem in der Seeschlacht des Tsushima-Kanals. Indem Amerika, dessen Ufer von beiden Ozeanen bespült werden, auch an dem Atlantis-Drama teilnahm, hat es, wie ein junger Recke, seine Kräfte erprobt. Man wird sehen, daß es jetzt vom „Militarismus“ nicht mehr loskommt. Wer wird siegen, das alte Asien oder das junge Amerika? — Und wird dann die Weltgeschichte so weiter rollen, von Ost nach West, wie bisher?

Zu kurz war mein Aufenthalt in dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, wie man die Nordamerikanische Union genannt hat, um mir ein sicheres Urteil erlauben zu können. Doch Eines habe ich als Eindruck von drüben mitgebracht, daß es sich um ein großartig organisiertes Staatswesen handelt, welches die Keime höchster Blüte und Machtentfaltung in sich trägt. Freilich sind die natürlichen Hilfsquellen des Bodens und der Lage an den zwei größten Weltmeeren, die dem Lande geboten werden, auch so bedeutend, daß es sich leichter, wie viele andere, durchsetzen kann. Immerhin haben die Männer, welche dem jungen Lande seine erste Organisation gaben,

ein hochbedeutendes Werk vollbracht, was sich bis jetzt wenigstens bewährt hat. Ist es nicht eine Riesenaufgabe, ein Völkergemisch, wie das der Vereinigten Staaten, eine Vielheit von Religionen und mitgebrachten Anschauungen, wie sie dort zusammenkommen, unter einen politischen Hut zu bringen! Diese Aufgabe hat die Union gelöst, wie sich im abgelaufenen Weltkriege gezeigt hat. Die nordamerikanische Staatsidee hat sich als so mächtig erwiesen, daß abweichende Meinungen, mochten sie auch im Herzen Vieler bestehen, nicht durchdringen konnten. Es ist tief schmerzlich für uns Deutsche, daß in diesem Kriege eine so weitverbreitete Abneigung gegen Deutschland, ja, klar ausgesprochener Haß hervorgetreten ist, während die Union doch einen großen Teil ihrer besten Bürger aus Deutschland erhalten hat, die gerade in der am meisten kritischen Lage, in der sich die Vereinigten Staaten jemals befunden haben, in den großen Sezessionskämpfen vor nahezu 50 Jahren, sich als die treuesten Anhänger des Unionsgedankens erwiesen haben. Und wie sehr hat Kaiser Wilhelm II. sich bemüht, gute Beziehungen zwischen den U. S. A. und Deutschland zu erhalten und zu schaffen! Mir ist es immer noch unerklärlich, wie die Nordamerikanische Union im Weltkriege dazu kam, sich aktiv auf die Seite unserer Gegner zu stellen und nach dem einzig und allein durch ihre Mitwirkung erzielten Niederbruche Deutschlands mit verschränkten Armen zuzusehen, wie England und Frankreich den niedergesunkenen Kämpen vollends erdrosseln.

Ich möchte die Berichte über meine Reisen, die mich in Verbindung mit vielen Persönlichkeiten brachten, deren ich mich gern erinnere, nicht schließen, ohne noch des berühmten schwedischen Anatomen Gustaf Retzius und seiner Gattin, Anna v. Hierta-Retzius, zu gedenken. Lange schon hatte ich den Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft gehegt; da trafen wir uns das erste Mal in dem wohlbekanntem fränkischen Orte Rothenburg ob der Tauber. In der kleinen stillen Stadt mit so vielen Sehenswürdigkeiten aus dem deutschen Mittelalter, die wir gemeinschaftlich besichtigten, bot sich die beste Gelegenheit, einander näher zu treten. Später trafen wir uns noch öfter, so bei der Zweihundertjahrfeier der Preußischen Akademie der Wissenschaften, deren korrespondierendes Mitglied G. Retzius war. Wir blieben in stetem Briefwechsel und Schriftentausch, wobei ich der Bevorzugte war. Tief

betrauerere ich den vor Kurzem erfolgten Tod des großen Gelehrten und edlen Mannes, den ich zu meinen besten Freunden zählen durfte. Ich habe ihm im Anatomischen Anzeiger einen Nachruf gewidmet.

XI. Kapitel.

Beziehungen zum Preußischen Königshause.

Kaiser und König Wilhelm I., Kaiser und König Friedrich III., Kaiser und König Wilhelm II.

Als ich geboren wurde, regierte König Friedrich Wilhelm III.; 1840 folgte ihm sein Sohn Friedrich Wilhelm IV., dessen festlichem Einzuge in Paderborn ich beiwohnte; ich erinnere mich dieses Monarchen noch sehr gut. Als er 1857 schwer erkrankte, folgte ihm sein Bruder Wilhelm zunächst als Stellvertreter, dann, 1858, als Regent und, 1861, nach Friedrich Wilhelms IV. Tode, unter dem Namen Wilhelm I. als König von Preußen, seit 1871 Deutscher Kaiser! Es war mir vergönnt, mit diesem hervorragenden Herrscher wiederholt in Beziehung zu treten, und daß meine Rechte einst in der seinen geruht hat, ist mir eine der wertesten Erinnerungen meines Lebens. Die Gestalt des ersten deutschen Kaisers seit der Neugründung des Deutschen Reiches wird in der Geschichte dereinst sich immer höher hervorheben. Welch ein tragisches Geschick in dem Hohenzollernhause, welches so viele bedeutende, ja große Herrscher aufzuweisen hat, daß der Sohn Wilhelms I. als ein dem Tode verfallener Mann den deutschen Kaiserthron nur für 100 Tage besteigen konnte und daß der Enkel Wilhelms I., des Begründers des neuen deutschen Reiches, nach 30jähriger glanzvoller Regierung Thron und Reich in Trümmern verlassen und in der Fremde ein Asyl suchen mußte! Wessen Lebensschicksal ist härter, kann man fragen, oder vielmehr nicht fragen, das des Vaters, Friedrichs III., oder des Sohnes, Wilhelms II.?! —

Aus meinen Begegnungen mit Kaiser und König Wilhelm I., seien einige Erlebnisse, die den charaktervollen, ruhigen und gütigen Mann kennzeichnen, erwähnt. Es war in Straßburg 1877; der Kaiser hatte dem Reichslande einen Besuch gemacht und empfing auch die Professoren der Universität. Im Schlosse, in welchem damals die Amts-